Einleitung

Der Verfasser, 1956 geboren, gehört einer Generation an, die in umfassender Weise von den Vorteilen der nach 1945 realisierten Europäischen Integration profitiert hat. Man muss die fünf wichtigsten Rahmungen der Nachkriegszeit – Friede, Freiheit, Wohlstand, »Entgrenzung« des Individuums, Verflüssigung der Lebens- und Handlungsbedingungen – keineswegs einschränkungslos auf die Europäische Integration zurückführen oder nur dieser zurechnen, man muss auch nicht den kritischen Verstand aussetzen, um dennoch über ein hohes Bewusstsein vom historischen Wert der Integration zu verfügen und deren Fortgang zu wünschen.

Über Europa in einem größeren und geschichtlich breiteren Zusammenhang zu schreiben, lässt sich nie ganz von der eigenen Geschichte trennen. Zweifellos war und ist es möglich, mental und emotional dem Europa der Integration aus dem Weg zu gehen, es auszublenden, es nicht zu mögen, es als nicht erforderlich zu begreifen. Mich hingegen hat es wie viele andere von einem sehr frühen Zeitpunkt an entscheidend geprägt, die jüngere Zeitgeschichte Europas ist auch meine eigene Geschichte.

Die Vorteile eines Integrationsprozesses wie des Europäischen lassen sich wissenschaftlich-nüchtern analysieren, aber die emotionale Zuwendung zu Europa, das nicht ganz zu Unrecht auf das (anwachsende) Europa der Integration zentriert werden kann, entspringt eher persönlichen Erfahrungen. Oft wird die Emotionslosigkeit der Europäerinnen und Europäer gegenüber »ihrem« Europa, womit die EU gemeint ist, beklagt, sie wird als Defizit empfunden, als Ausdruck einer Seelenlosigkeit. Genau dieser Seelenlosigkeit soll mit einer Europäischen Identität abgeholfen werden. Man ist zwar in Wirklichkeit mit positiven europäischen Emotionen selten allein, sie werden von vielen anderen geteilt, aber in der öffentlichen Debatte um den Zustand Europas, sprich der EU, scheinen sie über keine Wirkmacht zu verfügen. Individuelle Erlebnisse und Emotionen eignen sich kaum für eine Institutionalisierung, selbst wenn sie zu Millionen zählen, aber natürlich wirken sie.

Europa ist mehr als die EU, aber ohne die EU ist es heute nichts. Sämtliche Beschreibungs- und Definitionsprozesse, die sich auf *Europa* beziehen, gründen im Wesentlichen in der von der EU ausgehenden alles umfassenden Dynamik. Damit ist nur eine Tatsache festgestellt.

Die häufig automatische Gleichsetzung von EU und Europa mag hegemonial erscheinen, da etliche traditionell zu Europa gerechneten Regionen und Staaten bisher nicht Mitglied sind. Doch die meisten dieser Noch-nicht-Mitglieder wollen solche werden und haben sich in die EU-Dynamik bereits eingeklinkt. Aber selbst wenn es anders wäre: Schon zu Zeiten der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) in den 1950er-Jahren setzte der Trend ein, die sechs Mitgliedstaaten, allesamt westeuropäische Staaten, mit Europa gleichzusetzen. Die fortschreitende Integration, die innere und äußere Erweiterung der Gemeinschaft bis zur heutigen EU mit derzeit 27 Mitgliedstaaten und die internationale Rolle der EU lassen kaum einen Zweifel aufkommen, dass die Gleich-

setzung von EU mit Europa irreversibel ist. Immer wieder auftretende Krisen ändern daran offenkundig nichts.

Dieses Buch setzt sich mit Europäischer Identität – und mit keiner anderen Identität auseinander. Im *ersten Teil* (Kap. 1–3) sind einige grundlegende und übergreifende Probleme anzusprechen: Europäische Identität ist weder als kollektive noch als individuelle Identität exklusiv. Sie kann als additive Identität neben anderen Identitäten (im Plural) angesehen werden, die sich auf Geschlecht, Familie, Religion, eine lokale, regionale, nationale, globale, auf eine berufliche, sportliche Zugehörigkeit usw. beziehen, oder als Teil von Identität an und für sich, die dann eine komplexe, zusammengesetzte, gegebenenfalls »hybride« Identität bedeutet, sie kann als eine von mehreren Dimensionen von Identität oder als Teil in einem Geflecht von Sub- und Metaidentitäten gewertet werden. Die in der Debatte um Europäische Identität angebotene Begrifflichkeit, die die Mehrdimensionalität von Identität im Spannungsfeld von Globalität und Lokalität zum Gegenstand hat, ist reichhaltig und noch im Fluss (s. Kap. 3).

Das Problem Europäischer Identität wird traditionell vorzugsweise in der Perspektive Europäischer Einheit diskutiert, eine aus historischen Gründen sehr gut nachvollziehbare Herangehensweise, die aber gerade deswegen in Bezug auf die Gegenwart oftmals eher nur zu resignativen Resultaten gelangen kann. Wir leben im Zeitalter der Globalisierung und der Vernetzwerkung von Individuen, Gesellschaften und Staaten, was faktisch Verflüssigungsprozesse meint. Damit sind Momente der Instabilität verbunden, weniger langlebige Loyalitäten, Verluste an Kontinuität, Verluste an dauerhafter Einheit. Das Ziel Europäischer Einheit stößt sich immer wieder an diesen Realitäten. Es geht folglich darum, praxisfähige Antworten zu finden. Es macht Sinn, über die Angemessenheit des Paradigmas der Einheit nachzudenken und Alternativen, wie sie mit dem Netzwerkbegriff bereits angedeutet sind, zu prüfen (s. Kap. 1).

Die historische Forschung hat sich insbesondere im Licht historischer Wurzeln und geschichtlicher Akkumulationen sowie unter dem Schlagwort vom Europabewusstsein oder Gemeinschaftsgefühl mit den geschichtlichen Anteilen von Identitäten, so auch einer Europäischen, befasst. Dennoch entstand daraus bisher keine »Geschichte Europäischer Identität« bzw. »Geschichte der Europäischen Identität«. Solche Betitelungen sind freilich nur dynamisch zu verstehen, nicht so, als gebe es seit Jahrhunderten eine ganz bestimmte Europäische Identität, deren Biographie zu schreiben sei (s. Kap. 2).

Das Buch geht, was die Geschichte Europäischer Identität in chronologischer Hinsicht angeht, davon aus, dass von einer solchen Identität aus einer längeren Reihe von Gründen erst ab dem 15./16. Jahrhundert gesprochen werden kann (*zweiter Teil*, Kap. 4–9) und dass mit und nach dem Zweiten Weltkrieg in der Geschichte der Europäischen Identität in vieler Hinsicht eine neue Epoche einsetzte (*dritter Teil*, Kap. 10–12).

Auch wenn bestimmte strukturelle Elemente der damals im 15./16. Jahrhundert entstehenden Europäischen Identität bis heute Gültigkeit bewahrt haben, so erscheint uns manches daran eher fremd und fern (s. Kap. 4). Der Kern des Forschungsansatzes bezieht sich jedoch nicht nur auf die inhaltlichen Komponenten von Europäischer Identität, sondern wesentlich auch auf deren soziale Grundlagen. Ganz bewusst wird der heute viel diskutierte *Europäische Demos* als Hypo-

these schon für die Analysen Europäischer Identität in der frühen Neuzeit eingesetzt (s. Kap. 5).

Identitäten werden bildlich, oft emblematisch kommuniziert. Die Bilder Europäischer Identität seit der frühen Neuzeit bringen die komplexen Verbindungen zwischen Identitätsdiskursen, Bewusstsein, Gefühl, Imagologie und Sein auf den Punkt (s. Kap. 6). In ihnen kreuzen sich nicht zuletzt historische Konstruktionen (s. Kap. 7) und Alteritätsdiskurse (s. Kap. 8), die für die Verfestigung von Identitätskonstruktionen eine tragende Rolle gespielt haben. Schließlich stellt sich die Frage nach einer Europäischen Öffentlichkeit, in der sich Europäische Identität konstituiert (s. Kap. 9).

Ohne das Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 zur Stunde Null zu stilisieren, stellt es in Bezug auf die Geschichte Europäischer Identität doch eine Zäsur dar: Mit der Gründung erster gemeinsamer europäischer Institutionen wurde ein in vieler Hinsicht fundamental neuer Kontext geschaffen, der nunmehr den Rahmen für die Europäische Identität bereitstellte. Zu den wichtigsten Veränderungen zählte die Transformation des überlieferten Nationalstaats in den Typus des reflexiven Staates (s. Kap. 10), auf dessen Grundlage sich sogleich beginnend mit der Epoche der EGKS (Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl) eine Europäische Identitätspolitik entwickelte – zweifellos ein Novum in der Geschichte Europas (s. Kap. 11). Mit Blick auf das Fortleben kolonialer Mentalitäten im Zeitalter der Entkolonialisierung bezeichne ich diese frühe Phase Europäischer Identitätspolitik als »vor-reflexiv«. In der Tat traten seit den 1980er-Jahren neue entscheidende Elemente in der Europäischen Identitätspolitik auf, die dieser bis zur Gegenwart einen reflexiven Charakter verleihen (s. Kap. 12).

Der *vierte Teil* setzt sich mit Grundproblemen der Gegenwart der EU im Hinblick auf eine zukünftige Europäische Identität auseinander. Angeknüpft wird an die kritische Überprüfung des *Paradigmas der Einheit* im ersten Kapitel. Vieles hängt bekanntermaßen von den benutzten Interpretamenten ab, die in den letzten Kapiteln auf den Prüfstand gestellt werden. Statt die EU – in analoger Anknüpfung an das berühmte Diktum Pufendorfs im 17. Jahrhundert zum Heiligen Römischen Reich – als *monstrum simile* zu sehen, wird die EU mit dem Interpretament des Netzwerkes analysiert (s. Kap. 13). Analog ist ein anderer Blick auf die Europäische Geschichte möglich: Statt das Paradigma der Einheit zu Grunde zu legen, wie es vielfach geschieht, wird das Paradigma der Verflüssigung und des Hypertextes als Ausgangspunkt genommen (s. Kap. 14). Ohne den Aspekt geschichtswissenschaftlicher Selbstkritik, der in diesem Ansatz steckt, zu leugnen, geht es doch nicht erster Linie darum, sondern um die Betrachtung von Europäischer Identität im Kontext der ›neu‹ interpretierten EU und der als Verflüssigungsprozesse, die Hypertexte produzieren, verstandenen Geschichte (s. Kap. 15).

Europäischer Demos und Europäische Öffentlichkeit werden gleichfalls in der Regel auf der Grundlage des Paradigmas der Einheit diskutiert. Dies stößt sich unablässig an den Realitäten und führt beinahe automatisch zu dem Schluss, dass es weder das eine noch das andere gebe, dass das Europäische Projekt gescheitert sei oder zumindest sehr fern einer Realisierung, die ohnehin an den nationalen Starrköpfigkeiten scheitern werde. All dies ist Grund genug genauer nachzufragen, was im Zeitalter der Verflüssigung sinnvollerweise unter Europäischem

Demos und Europäischer Öffentlichkeit zu verstehen ist (s. Kap. 16). Eine entscheidende Rolle spielt dabei die veränderte Bedeutung des Individuums.

Auf der Grundlage dieser Infragestellungen und der gefundenen Antworten stellt sich schlussendlich das Problem der Zukunft der Europäischen Identität. Das 17. und letzte Kapitel versteht sich dabei weder als Prognose noch Prophezeiung oder gar Wahrsagung, sondern als Abwägung von Optionen. Was wir als Option erkennen und anerkennen, hängt nicht zuletzt von unseren Paradigmen und Kategorien der Wahrnehmung ab.

Es gibt die berühmte Eurobarometerfrage nach der Selbsteinordnung: Fühlt man sich als Europäer/in, fühlt man sich zuerst als Europäer/in, sodann als Angehörige/r einer Nation, fühlt man sich in erster Linie als Angehörige/r einer Nation, sodann als Europäer/in, fühlt man sich nur als Angehörige/r einer Nation? Dass sich nur eine ganz kleine Minderheit (3,1 % auf der Grundlage der EU-25 bei 12 217 Befragten im Jahr 2004) in die erste Gruppe der Nur-Europäer/innen selber einordnet, wird oft als Ausdruck einer beachtlichen Distanz der Bürger/innen zur EU und als Ausdruck des Identitätsdefizits gewertet. Das kann aber auch eine Fehlinterpretation darstellen, denn genauso gut lässt sich die Zurückhaltung als selbstreflexive Haltung deuten. Wissen und Informationsfülle, wie sie heute über Europa und seine Nationen, über Europäische Vielfalt aber auch über die eigene Heimat den Einzelnen zugänglich sind, ermöglichen Selbstreflexivität. Handelt es sich um eine selbstreflexive Haltung, so ist diese schlussendlich verlässlicher, als emphatische Zustimmung, die bei der ersten Belastung wie eine Seifenblase platzt. Die zurückhaltend-positive Selbsteinschätzung vieler Europäer und Europäerinnen als solche in Verbindung mit einer nationalen Identität (rund 47 % im Herbst 2004) hat sich hingegen als relativ stabil und damit verlässlich erwiesen.¹

Was ein Europäer, eine Europäerin im Sinne der Eurobarometerfrage ist, ist nicht definiert und kaum definierbar. Im Grunde wird es immer neu individuell definiert. Ich habe mir die Frage oft selbst gestellt, ich stelle sie Studierenden in den unterschiedlichsten Kontexten, immer bedarf es einiger Überlegung.²

Ist man Europäer, wenn man den Lebensmittelpunkt in mehreren Ländern für einige Jahre gehabt hat und oft und viel in Europa unterwegs ist? Bin ich, der Verfasser dieses Buches über Europäische Identität, ein »Europäer« im Sinne der Eurobarometerfrage? Mein bisheriges Leben habe ich beruflich und privat in drei Ländern (Deutschland, Frankreich, Österreich) verbracht, ebenso oft wie gerne bin ich in Italien. Viele weitere europäische Länder habe ich bereist, teils mehrfach, oder ich komme aus beruflichen Gründen wiederholt dorthin. Bis zu meinem Studium in Bordeaux habe ich mir nie die Frage nach meiner nationalen Identität gestellt, ich hätte die Eurobarometerfrage wohl klar mit der Zuordnung zur Gruppe der Nur-Europäer beantwortet. Dass ich Deutscher »bin«, habe ich in Frankreich »gelernt« – unaufdringlich, meistens freundlich, selten feindselig, wurde mir das nahegebracht. Diese Erfahrung teilen viele Erasmus-Studierende auch heute noch, es belegt die normierende Stärke der Nationalkulturen, die wiederum den Kern der vielzitierten Europäischen Vielfalt ausmachen.

Noch in den späten 1980er-Jahren gehörte eine solche Erfahrung auch zur Wissenschaftskultur, sie war also nicht nur eine alterstypische Erfahrung. Zu

diesem Zeitpunkt war ich in das Europäische Projekt »Origins of the Modern State«, das mit Hilfe der *European Science Foundation* (ESF) durchgeführt wurde, involviert. Ein ausdrückliches Ziel der damaligen ESF-Projekte war, die unzweifelhaft bestehenden nationalen Wissenschaftskulturen zusammenzubringen, ein besseres gegenseitiges Verständnis zu ermöglichen. Nicht ging es in erster Linie darum, diese nationalen Wissenschaftskulturen abzuschaffen. Wie auch immer, niemand unter den allesamt polyglotten Projektteilnehmerinnen und -teilnehmern hätte die starke Prägung durch die nationale Wissenschaftskultur des jeweiligen Faches leugnen oder gar ablegen können. Dieselben Erfahrungen ergaben sich im Kontext der regelmäßigen Tagungen der »International Commission for the History of Representative & Parliamentary Institutions« und im Kontext anderer eher informeller Treffen europäischer Kulturwissenschaftler/innen, die der Formulierung einer Europäischen Charta dienen sollten.

Und während versucht wurde, aus den nationalen Wissenschaftskulturen eine Ebene europäischen Verstehens und Arbeitens herauszufiltern, sah es beispielsweise die rumänische Securitate nach wie vor als ihre Aufgabe an, Wissenschaftler ihres Landes an europäischen Kooperationen zu hindern.³

Doch heute, annähernd dreißig bzw. zwanzig Jahre später, erscheinen diese damaligen Erfahrungen fern. Nicht nur aus Altersgründen! Wissenschaftliches Arbeiten kann im Wesentlichen frei geschehen, jedenfalls braucht im EU-Europa niemand mehr befürchten, wegen eines Handbuchbeitrages zum Schulwesen im 18. und 19. Jahrhundert auf dem Gebiet des späteren Rumäniens in die Fänge eines »Staatssicherheitsdienstes« zu geraten. Die Ecken und Kanten der nationalen Wissenschaftskulturen – die andere Erfahrung – sind stark abgeschliffen, auch wenn diese Kulturen als solche nach wie vor existieren. Aber der Prozess der Europäisierung der Wissenschaftskulturen läuft längst schneller als im Schnecken tempo ab. Die ganz in diesem Sinn einschlägigen Erfahrungen mit einem mehrjährigen tschechisch-österreichischen Doktoratsseminar, das ich mit Kolleginnen und Kollegen der Universitäten Prag und Brno organisiert hatte, sind ebenso sprechend wie unverzichtbar.⁴ Ähnliche Fortschritte zeigten sich im Zusammenhang des europäischen Tuning-Projekts für verschiedene Universitätsfächer, wo eine Diskussion in Brüssel im November 2007 mit Kolleginnen und Kollegen aus rund 25 europäischen Ländern nur mehr sehr marginale und eher implizite als ausdrückliche Hinweise auf die nationalen Wissenschaftskulturen offenbarte.⁵

Diese hier am wissenschaftlichen Umfeld skizzierte miterlebbare Europäisierung von typischen Situationen und Verhältnissen ist allenthalben zu beobachten. Trotz dieser subjektiv als positiv erfahrenen Differenz zwischen den 1970er-Jahren und der Jetztzeit, trotz des Fachgebietes »Europäische Geschichte«, trotz Mitwirkung in Europarats- und anderen europäischen Projekten, trotz der vielen Reisen und persönlichen, auch langlebigen Kontakten, würde ich zögern, mich bei der Eurobarometerfrage in die erste Gruppe der Nur-Europäer einzureihen.

Warum? Weil die Eurobarometerfrage teilweise falsch gestellt ist! Die Möglichkeit einer ausschließlichen Zuordnung suggeriert, als sei es realistisch, in sich nur eine Identität zu erkennen. Die zweite und dritte Zuordnungsmöglichkeit ist praxisnäher und logischerweise entfallen die meisten Selbsteinordnungen auf diese beiden Kategorien. Deshalb wird als Korrektiv mittlerweile auch die Frage nach

Verbundenheiten gestellt, die sich auf verschiedene Ebenen von der lokalen bis zur europäischen bezieht.

Der »Blick von außen«, der angeblich ein Blick aus der Distanz ist, scheint es nach Meinung auch kritischer Historiker⁶ zu erleichtern, die Identität und Einheit EU-Europas zu erkennen, eine Leichtigkeit, die den Europäerinnen und Europäern selten zu eigen ist. Im Mai 2006 hielt ich an der Hebräischen Universität Jerusalem in einem internationalen Masterstudiengang sieben Vorlesungen über »Intercultural History of Europe«. Wie es der Titel besagt, ging es darum, einerseits »Europa« als angenommene Einheit zu dekonstruieren, andererseits, den innereuropäischen Diskurs europäischer Einheit mit dieser Dekonstruktion zu konfrontieren. Eine Gruppe Studierender aus einem Studiengang ist etwas anderes als eine repräsentative Auswahl von Probandinnen und Probanden, die systematisch befragt werden sollen. Sie kann zu erhellenden Eindrücken verhelfen – nicht mehr, nicht weniger. Die Tatsache, dass die Gruppe aus einem gemeinsamen Interesse heraus entstanden ist, nämlich einen bestimmten postgraduierten Studiengang mit bekanntem Programm zu absolvieren, stellt gleichwohl eine Vorauswahl dar, die mit einem eindeutig benennbaren Auswahlkriterium verbunden ist. Ganz beliebig ist die Gruppe insoweit nicht zustande gekommen.

Das Kriterium der Distanz zum (EU-)Europa scheint im Falle Israels nicht wirklich gegeben zu sein – weder geographisch, noch historisch, noch politisch, noch kulturell, noch ökonomisch – und dennoch nahm es sich bei der Gruppe, die mit einer Ausnahme aus *jungen* Studierenden bestand, so aus, als sei »Europa« klar etwas ganz anderes und als sei es darüber hinaus ebenso klar als eine Einheit wahrzunehmen. Eine gewisse Verwunderung bestand darüber, dass es den Europäern so schwer fiel, sich auf eine gemeinsame Sprache zu einigen, sei es das Englische, sei es Esperanto. Das ist natürlich auf dem Hintergrund der Geschichte des Iwrith als bewusst »gebauter« israelischer Nationalsprache, die auch alle Immigranten – mit unterschiedlichem Erfolg – lernen (müssen), zu verstehen.

Die Sicht auf (EU-)Europa aus einem Land wie Israel aber auch aus anderen Ländern verändert sich grundsätzlich mit den Generationen und ihren unterschiedlichen historischen Erfahrungen bzw. mit dem Unterschied zwischen erlebter, eigener Erfahrung und vermittelter Erfahrung durch mündliche Tradition, Geschichtsunterricht, Geschichtsvermittlung durch Medien, oder die Erfahrungsvermittlung im Falle Israels durch die Gedenkstätte Yad Vashem, die in der Jugend- und Erwachsenenbildung inner- und außerhalb Israels zusammen mit den noch lebenden Zeitzeuginnen und -zeugen eine zentrale Funktion besitzt. Hier ist die Konstitution Europas – nicht nur Deutschlands – als ein eindeutiges anderes durch den Holocaust deutlich nachzuvollziehen. Das Ausmaß der Bedeutung des Holocaust für die Gründung des Staates Israel wird unterschiedlich beurteilt⁷, aber das ändert nichts daran, dass der Holocaust als Zivilisationsbruch sowohl den Blick von Israel auf Deutschland und Europa wie auch den innereuropäischen Blick auf das »europäische Selbst« maßgeblich konditioniert. Beides wirkt(e) identitätsbildend.

Die Reaktion der ausnahmslos israelischen Studierenden unterschied sich deutlich von der jener Studierenden, die ich ebenfalls in einem internationalen Masterstudiengang seit Jahren an der Diplomatischen Akademie in Wien in (Interkultureller) Europäischer Geschichte und Geschichte Europäischer Identität

tät unterrichte. Es geht nicht um einen Vergleich der Studierendengruppen, mit denen ich dort und hier zu tun habe oder hatte, sondern nur um persönliche Eindrücke, deren Hintergrund zu beleuchten von Interesse ist. Das »Ich« ist der Autor als Beobachter, dessen Blick durch die Brille des berufsmäßigen Europa-historikers gelenkt ist.

An der Diplomatischen Akademie Wien kommen die Studierenden aus der ganzen Welt, die Gruppen sind international gemischt, auch wenn die Verteilung der »repräsentierten« Länder oder Kontinente in den konkreten Gruppen verschieden ausfällt. Die Tendenz, Europa als Einheit mit klarer Identität zu sehen, fällt in diesem Kontext schwächer aus. Dies liegt am Bildungs- und Studienhintergrund, oftmals an schon länger bestehenden persönlichen Beziehungen zu einem europäischen Land und in diesem Kontext auch zu Europa, am Programm des Master (Master of Advanced International Studies – M.A.I.S.), das verschiedene Lehrangebote u. a. auch zur europäischen Geschichte, zur EU etc. enthält, bei nicht wenigen an der vorhandenen Selbstreflexivität, die Kolonialismus und Postkolonialismus einschließt, und nicht zuletzt an der Gelegenheit, in den Gruppen Blicke auf Europa auf dem Hintergrund selbstreflektierter regionaler und kultureller Herkunft miteinander zu konfrontieren. In den Gesprächen entfaltet sich nicht nur, was als Transferleistung und Brückenschlag durch die Studierenden zwischen den Lehrangeboten des Masterprogramms zu interpretieren ist, sondern es zeichnen sich im Sinne eines mitgebrachten Wissensbestandes auch Einschätzungen ab, für deren Verbreitung die EU in den verschiedenen Weltregionen selber Sorge trägt – und zwar im Rahmen der Ende der 1960er-Jahre von den EG-Mitgliedern eingeleiteten Identitätspolitik, die die Profilierung ausdrücklich einer *Europäischen* Identität mittels der Positionierung im globalen politischen, ökonomischen und Werte-Kontext zum Ziel hatte und hat. So leicht lassen sich die Dinge im Blick von außen nun also doch nicht klären.

Sich selbst als europäisch, wenn auch nicht unbedingt ausschließlich, zu definieren, hängt stark mit den unmittelbaren Erfahrungen zusammen. Vielleicht ist auch eine bestimmte Art von »Heimatlosigkeit« Voraussetzung, wie sie europäische oder globale Mobilitäten mit sich bringen. Das heißt nicht, sich nicht da, wo man gerade für einige Jahre lebt, »zu Hause« fühlen zu können, sondern es geht eher darum, was eine emotionale Verbundenheit ermöglicht.

Mit Europa verbinde ich wie viele andere sehr starke Erlebnisse, die kein nationaler Erfahrungs- und Empfindungsraum zur Verfügung stellte. Auf der Jahrestagung der »International Standing Conference for the History of Education« (ISCHE) 1987 in Pécs (Ungarn) sagte ein Tagungsteilnehmer aus einem osteuropäischen Land beim Spaziergang in einer der Pausen mit einer Sehnsucht in der Stimme zu mir, die ich nie vergessen werde: »Ich wünschte nichts mehr als frei zu sein«. Der Teilnehmer sagte es auf Englisch, obwohl er, wie ich wusste, Deutsch beherrschte und wir nur zu Zweit waren. Als 1989 die Grenze zwischen Ungarn und Österreich, die ich 1987 im Zug mit den bekannten Kontrollen und Absurditäten überquert hatte, geöffnet wurde, als die Mauer und die anderen Grenzen geöffnet wurden, stand mir dieser sehnsüchtige Satz und seine unerwartet schnelle Verwirklichung Tag für Tag vor Augen.

Nachdem ich 1988 die Erlaubnis erhalten hatte, für mein Forschungsvorhaben zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Grund- und Menschenrechte in den

Staatsarchiven Leipzig und Dresden in der DDR zu arbeiten, besuchte ich diese Archive und die DDR im Frühjahr, im Sommer und im Herbst 1989. Was sich in den neun Monaten, in denen ich mich mehrfach in der DDR aufhielt, ereignete, entwickelte, miterlebbar war, mag in den Augen vieler eine eher nationale, deutsche Bedeutung gehabt haben, aber natürlich gehörte es zu den stärksten friedlichen Erlebnissen, die ein Westeuropäer 1989 in Europa haben konnte, Zeuge der großen Demonstrationen in Leipzig und Dresden zu werden. Alles war eng mit den Bewegungen in den Nachbarländern des Noch-Ostblocks, mit Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn, verknüpft und vermengt sich mit den nicht weniger starken Bildern im Fernsehen und in den Zeitungen. Erwies sich nicht in den wenigen Wochen von August 1989 bis Dezember 1989, dass es so etwas wie einen Europäischen Demos gab, der Europa in kürzester Zeit in eine neue Epoche katalysierte? Und es waren die Menschen, »das Volk«, das den Umbruch bewirkte – wie immer in der Geschichte. Ohne Generalstab, ohne Masterplan. Angesichts des Ausmaßes des Umbruchs verlief die Revolution ausgesprochen friedlich, eine »samtene« Revolution, wie es hieß. Anlässlich des Beitritts von acht ehemals sozialistischen Ländern zur EU im Jahre 2004 – dazu kamen Zypern (griechischer Teil) und Malta – wurden diese Empfindungen noch einmal lebendig.

Im Dezember 2003 besuchte ich auf Einladung des Österreichischen Kulturforums und des Verlegers Zoran Hamović (Verlag »Clio« – Belgrad), der eine serbische Übersetzung meines Buches »Geschichte Europas« in sein Verlagsprogramm aufgenommen hatte, Belgrad. Es war in der äußerst angespannten Zeit kurz vor den Wahlen. Aus Anlass der Buchvorstellung hatte ich es mit einem pro-europäischen wenn nicht pro-EU-europäischen Publikum zu tun. Auch die serbischen und montenegrinischen Zeitungen, die Interviews machten, und der Sender B92 waren dezidiert pro-europäisch. Die in der Ausbildung befindlichen künftigen jungen Diplomattinnen und Diplomaten, vor denen ich auch sprach – wenn man aus dem Fenster des Saales schaute, fiel der Blick auf Ruinen aus den Bombardements auf Belgrad 1999 –, waren vielleicht etwas reservierter, aber an der Universität, wo ich Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Disziplinen besuchte, herrschte eine beeindruckende Dynamik, die Vernetzungsprogrammen mit europäischen und anderen Ländern galt. Bei den Menschen, mit denen ich zu tun hatte – natürlich weiß ich, dass es völlig andere Einstellungen gab und gibt –, herrschten Europeagefühle von solcher Intensität, wie ich sie im scheinbar satten EU-Europa nie kennengelernt habe. Was davon ist in Serbien auch bei den Pro-Europäerinnen und -Europäern geblieben? Wurde dieses sachliche und emotionale Potenzial eines Teils der serbischen Bevölkerung von der EU in angemessener Weise aufgenommen, unterstützt, genutzt?

Meiner bulgarischen Kollegin Sneschka Panova hatte ich die »Geschichte Europas« für ihre Vorlesungen im Europäistik-Studiengang an der Universität Ruse geschickt. Im August 2003 meldete sie sich plötzlich bei mir, sie sei in Wien und wolle mit mir gerne ein paar Fragen im Zusammenhang der Übersetzung meines Buches ins Bulgarische klären. Wir machten ein Treffen aus. Aus freien Stücken hatte sie sich hingesetzt und eine bulgarische Übersetzung angefertigt, die dann zum Europatag 2005 in Sofia erschien. Dieses Ausmaß an persönlicher und intellektueller Großzügigkeit gehört zu den berührendsten Erlebnissen der letzten Jahre.

Zu Recht wurden 2004 anlässlich der EU-Erweiterung die Erinnerungen an 1989 wieder wach und rhetorisch wie zeremoniell in Szene gesetzt. Das hat nichts mit Rührseligkeit zu tun. Ohne über die nach 1989 entstandenen Probleme und neuen Ängste, Zukunftsängste, Ängste um die soziale Sicherheit etc. hinwegzugehen⁸, kann und sollte niemand an die Geschichte eines »dunklen Kontinents«, wie es Mark Mazower überaus treffend formulierte⁹, die Europas Geschichte im 20. Jahrhundert gewesen war, emotionslos herangehen. Es sollten nie wieder Europäerinnen und Europäer Lebensgeschichten erzählen müssen, wie sie in dem aufwühlenden Buch »Vergessen kann man das nicht« – Erinnerungen jüdischer Überlebender der Verfolgungen durch die Nationalsozialisten –, das ich seinerzeit als Lektor betreute, gesammelt wurden.¹⁰ Vielleicht besteht der Weg zu Europäischer Identität darin, ein weiteres dunkles Jahrhundert zu verunmöglichen und darin – und nur darin – das andere, dessen Identitätskonstruktionen in der Regel bedürfen, zu sehen.

Europäische Identität ist ein vieldiskutiertes, spannendes, wahrscheinlich zentrales, kontroverses und nicht zuletzt bewegendes Thema. Mich selber hat es in den letzten zwanzig Jahren immer wieder beschäftigt. Über Schlüsselbegriffe auch dieses Buches wie Identität wurden schon ganze Bibliotheken verfasst, aber dieses Buch hat nicht die Zielsetzung von Literaturberichten. Vielmehr stellt es das Resultat einer immer wieder erneuerten Reflexion, weiterer Forschungen, weiterer Infragestellungen dar. Seine Berechtigung liegt nicht darin, etwa ein Buch über viele andere Bücher zu sein, sondern im Beitrag zur Debatte. Die Spannung, die zwischen der Tätigkeit als Historiker, die zu einem Höchstmaß an Objektivität verpflichtet, und den persönlichen Erlebnissen und subjektiven Perspektiven besteht, stellt eine überaus fruchtbare Spannung dar.

Ich danke der Universität Wien für ein Forschungssemester im Jahre 2007. Teile des Buches sind in München entstanden. Die hervorragende Bibliothek des Centrums für Angewandte Politikforschung (C.A.P.) hat mich entscheidend weitergebracht und ich danke Werner Weidenfeld, Direktor des C.A.P., für diese Nutzungs- und Arbeitsmöglichkeit. Andere Teile entstanden in Paris, davon nicht Weniges in der Maison Heinrich Heine, in der »Cité Universitaire Internationale« gelegen, die der Inter- und Multikulturalität architektonischen und menschlichen Ausdruck verliehen hat. Ebenso wie Christine Deussen, Direktorin der Maison, danke ich dem Deutschen Historischen Institut in Paris (im historischen Marais) und seinem ehemaligen Direktor, Werner Paravicini, für Unterstützung. Für exzellente Arbeitsbedingungen und exzellenten Service ist den Archives Historiques de l'Union Européenne des Institut Universitaire Européen in Florenz zu danken.

Meine Mitarbeiterin Dr. Birgit C. Glaser hat unermüdlich Bücher für mich besorgt und mir so einen ökonomischen Gebrauch der Zeit in einem Moment ermöglicht, in dem die Entwicklung von Bachelor- und Masterstudien im Zuge der Umsetzung der Bologna-Studienarchitektur sehr, sehr viel Zeit erforderte. Dr. Dana Štefanová hat Namen und Begriffe aus slawischen Sprachen überprüft. Ich danke ihr sehr dafür – unkorrigierte Fehler gehen allein zu meinen Lasten!

Teile dieses Buches sind als Skizzen und in bewusster Reflexion räumlicher Distanz an Orten entstanden, die sich – je nach Gesichtspunkt – als Peripherie

Europas oder aber, was eher mein eigener Gesichtspunkt ist, als kulturelle Vermittlungs- und Transformationsräume zwischen Europäischen und anderen Kulturen verstehen lassen: USA, Kap Verde, Kanaren, Island; Türkei, Israel, Jordanien, Zypern, Marokko... Die Geschichten dieser Länder und Regionen sind voller Verflechtungen mit und Vermittlungen nach und von Europa. Wie die Aufklärer, die sich gerne auf einem Berg stehend sahen, von wo aus sie sich einen Überblick über die Welt verschafften, versuchte ich auf den einmal erklimmten Höhen des Vulkans Fogo oder des Hohen Atlas, wo man in die Sous-Ebene blickt, unter der die vorafrikanische Furche verläuft, die als geographische Grenze zwischen Europa und Afrika gesehen wird, oder des Moses-Berges und des Berges Hor Distanz zu Europa und Überblick aus der Höhe kombinierend, die Frage zu beantworten, ob sich aus dieser Distanz die Konturen Europas klarer und eindeutiger »sehen« ließen als zu Hause. Fühlte es sich aus der Distanz leichter als Europäer? Weder das eine noch das andere! Die Lösung der Identitätsfrage liegt nicht in der kulturellen Abgrenzung. Es ist alles andere als einfach, sich vom Abgrenzungsgedanken frei zu machen, da er im Identitätsbegriff selbst verankert ist. Ich möchte jedoch dem letzten Kapitel dieses Buches nicht vorgreifen.

Natürlich spielt Wien, mein Lebensmittelpunkt seit nunmehr neun Jahren, eine wichtige Rolle. Nicht nur wegen der Arbeitsmöglichkeiten, sondern auch wegen des *genius loci*. Weder bin ich der erste noch der einzige in diesen Jahren, der in Wien wie kaum anderswo das Gefühl hat, dass es sich hier über Europa besonders gut nachdenken und schreiben lässt. Wien ist ein Ort des Transfers und der Vermittlung nach Ostmitteleuropa, nach Italien, nach Mittel- und Westeuropa, ein Ort der Vermittlung in die europäische Geschichte und vieler Geschichten, die sich in Europa ereignet haben.

Für die innere Justierung dieses Buches hat sich die Zeit 2006 in Jerusalem an der Hebräischen Universität als sehr wichtig herausgestellt. Wenn mich die Reisen in der europäischen Peripherie und das Besteigen historischer Berge immer wieder von Neuem zum Überdenken der Thesen aus der Distanz ermuntern haben, so war es zum Schluss als Ort des Schreibens ein Kleinhof in einem abgelegenen Tal in den Niederösterreichischen Voralpen, wo in mancher Hinsicht die Zeit des Feudalismus stehen geblieben ist. Rundherum ausgedehnte Wälder, alle im Besitz eines Grafen, die Wiesen rundherum im Besitz desselben Grafen. Die Grundstücksgrenze verläuft parallel zur Dachtraufe des Kleinhofes, kein Zentimeter mehr, und mehr ist nicht zu kriegen... Das jetzige Gebäude wurde in den 1830er-Jahren errichtet, der Vorgängerbau stand jedoch schon im Jahre 1789 dort, als in Frankreich die Revolution den Feudalismus beseitigte. In Frankreich... Wenn ich vor dem Hof schräg über die Straße und den Bach 100 Meter nach Westen schaue, fällt mein Blick auf eine im Zweiten Weltkrieg erbaute Holzhütte, in der Ukrainische Zwangsarbeiter, die im Wald als Holzknechte arbeiteten, untergebracht worden waren. Dieser Geschichte des dunklen Kontinents entgeht man nicht, nicht einmal in der Ablegenheit versteckter Voralpentäler. Weiter oben am Pass, den eine kleine und steile Güterstraße erklimmt, verlief im Zweiten Weltkrieg die letzte Frontlinie, an der sich Soldaten der Roten Armee und der Wehrmacht gegenüber standen. Ein Denkmal unten im Ort kündigt dies an, bevor man durch den romantisch engen Taleingang unterhalb einer Burgruine, die in besseren Zeiten sogar Matthias Corvinus als Gefangenen